

Amill Gorgis

Der Genozid nach dem Genozid

Der „Genozid nach dem Genozid“ im Fall der syro-aramäischen Christen lässt sich durch vier miteinander verknüpfte Prozesse erklären:

1. die demografische Vollendung durch Migration und anhaltenden Druck auf die Überlebenden,
2. die kulturelle Auslöschung (Sprache, Kirchen, Ortsnamen),
3. Konflikte um Erinnerung sowie die fehlende juristische Aufarbeitung,
4. die Leugnung und Vertuschung der historischen Gewalt.

Auf diese Weise wird der ursprüngliche Genozid nicht nur historisch, sondern auch strukturell fortgesetzt.

Ein Blick auf die Heimatsorte der syro-aramäischen Christen verdeutlicht das Ausmaß dieser Entwicklung: Bis 1915 waren diese Orte von ihnen bewohnt; unmittelbar während des Genozids oder kurz danach hörte dort jegliches christliche und kulturelle Leben auf zu existieren.

Ihre Kultstätten, Klöster und Kirchen wurden zerstört, niedergerissen oder zweckentfremdet. Was von ihren Höfen und Häusern nicht verbrannt oder vernichtet wurde, eigneten sich jene an, die zum Genozid angestiftet worden waren oder davon profitierten.

Dies betrifft unter anderem folgende Städte und Regionen:

Urfa, Pervari, Bitlis, Bscheriye (Aydıkonak), Adıyaman, Kharput (Elazığ), Derik, Cizre, Garzan, Lice, Şirvan, Siirt, Sason, Savur, Siverek, Viranşehir, Şırnak und Nusaybin.

In diesen Orten verstummte das Läuten der Kirchenglocken. Die Gesänge und Melodien, die seit dem frühen Christentum in aramäischer Sprache erklingen waren, verstummten für immer.

Wenn Angehörige dieser Volksgruppe den Genozid überlebten oder nicht vertrieben wurden, geschah dies häufig nur um den Preis der Konversion sowie der Leugnung ihrer christlichen und ethnischen Identität.

In einigen wenigen Städten konnten kleine, verängstigte Gemeinden überdauern, etwa in Malatya, Adıyaman und Diyarbakır.

Der selige Bischof Aphrem Barsaum, der später zum Patriarchen erhoben wurde, reichte 1919 beim britischen Premierminister eine Anklage gegen das Osmanische Reich ein. Darin legte er die Zahl der Opfer unter den syrisch-orthodoxen Christen sowie das Ausmaß der Zerstörungen dar.

Er bezifferte die Verluste für den Zeitraum von 1914 bis 1918 auf insgesamt 336 zerstörte Dörfer sowie 162 zerstörte Kirchen und Klöster. Zudem seien 154 Priester ermordet und über 90.000 Menschen getötet worden.¹

¹ 2005 - Die Verfolgung und Vernichtung der Syro-Aramäer im Tur Abdin 1915, aus dem Syrischen übersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen v. Amill Gorgis und George Toro hrsg. v. Föderation der Aramäer (Suryoye) in Deutschland (FASD), Mor Ephrem Kloster/Glane 2005, S. 24.

Allein im Tur Abdin war das Überleben der Syro-Aramäer – wenn auch unter äußerst schwierigen Bedingungen – möglich. Eine Statistik des seligen Erzbischofs Mor Julius Çiçek, Metropolit der Syrisch-Orthodoxen Kirche von Mitteleuropa, zeigt die demografische Entwicklung deutlich: 1915 lebten in den Dörfern des Tur Abdin über 6.000 Familien, 1987 waren es nur noch etwa 700.²

Die Gründe für dieses begrenzte Überleben sind vielschichtig.

Zum einen wurden einige Gemeinden von befreundeten Personen frühzeitig gewarnt, sodass sie sich in wenige befestigte Ortschaften und Zufluchtsorte zurückziehen konnten. Dazu gehörten Aynwardo (Inwardo), Hah (Anıtlı), Beth Sbirino (Basbrine), Zaz, Azech (İdil) sowie das Kreuzkloster.

Es grenzt an ein Wunder, dass Hunderte und Tausende Geflüchtete auf engstem Raum überleben konnten. Wasser und Nahrung mussten streng rationiert werden. Für die Toten, die an Seuchen starben, gab es oft keinen Platz zur Bestattung.

Zum anderen spielte das Eingreifen einzelner kurdischer Aghas eine entscheidende Rolle. Zu nennen sind insbesondere Çalabi Ağa, Sohn des Isma‘il und Oberhaupt der Haferkan-Sippe, sowie Hago Ağa und Alike Batte Ağa. Nach etwa 60 Tagen der Massaker, Plünderungen und Zerstörungen trugen sie dazu bei, dass die Gewalt beendet wurde und überlebende Familien in ihre Dörfer zurückkehren konnten.

Ein weiterer Faktor war die wirtschaftliche Nützlichkeit bestimmter handwerklicher Fähigkeiten der Überlebenden.

In diesem Zusammenhang berichtet der Erzpriester Sleman Henno über die Rolle von Çalabi Ağa: Dieser habe sich durch außergewöhnliche Menschlichkeit ausgezeichnet und keinen Unterschied zwischen Christen, Muslimen und Jesiden gemacht. Während der Verfolgungen war er in Aintab inhaftiert und konnte daher die Massaker in seinem Einflussgebiet nicht verhindern. Nach seiner Freilassung zeigte er sich tief erschüttert über die Gewalt und erklärte, er hätte sie nicht zugelassen, wäre er anwesend gewesen.

Er suchte gezielt nach verstreuten Überlebenden, unterstützte sie und setzte sich für die Rückgabe besetzter Dörfer und Häuser ein. Zudem drohte er, jeden zu bestrafen, der weiterhin Christen töten würde, wodurch eine gewisse Sicherheit für die Rückkehrer entstand.

Ein eindruckliches Beispiel schildert die Rückführung eines zwangsislamisierten jungen Mannes namens Maruge, der unter dem Namen Ali lebte. Auf Anweisung Çalabi Ağas wurde er wieder in die christliche Gemeinschaft aufgenommen und erhielt seinen ursprünglichen Namen zurück.

Nach dem Ende der Massaker wurden die Syro-Aramäer zusätzlich von Hunger, Seuchen und extremer Armut heimgesucht. Viele verließen ihre zerstörten Dörfer, suchten Zuflucht in befestigten Orten und verloren dabei ihren gesamten Besitz. Felder und Weinberge waren verwüstet, Vorräte aufgebraucht.

Um zu überleben, arbeiteten sie unter erniedrigenden Bedingungen für andere oder suchten in der Natur nach Nahrung. Hunger, Krankheiten und Kälte forderten zahlreiche weitere Opfer – oft mehr als die unmittelbare Gewalt der Massaker.

Zeitzeugen berichten von katastrophalen hygienischen Zuständen, Seuchen wie Pocken und Pest sowie massenhaftem Sterben. Friedhöfe konnten die Toten nicht mehr aufnehmen; Leichen wurden in Brunnen geworfen oder in Massengräbern beigesetzt.

² S.o. S. 148

Unter diesen Umständen verlor der Tod seinen Schrecken, da er allgegenwärtig wurde. Kaum ein Tag verging ohne neue Opfer – alle waren gleichermaßen von Verlust und Leid betroffen.

Um das Leid, die Entbehrung, Diskriminierung, ja sogar das Selbs leugnen ein Gesicht zu geben möchte ich folgende Berichte aufführen:

Danho Demir berichtete am 25. Februar 1998 seinem Sohn Aslan Demir in Kirchartd folgende Begebenheit:

Die Region Tur Abdin war über Jahrhunderte hinweg von Verfolgungen, Pogromen und anhaltender Unsicherheit geprägt. Infolgedessen mangelte es an Stabilität und Entwicklung. Der Genozid von 1915 führte schließlich zur nahezu vollständigen Vernichtung der christlichen Bevölkerung. Besonders in Gebieten der Südosttürkei, etwa in Bescheri und Siirt, traf die Gewalt die aramäischen und armenischen Christen mit besonderer Härte.

Die Zeit nach dem Sayfo war für die Überlebenden äußerst schwierig. Viele Christen waren gezwungen, als Fronarbeiter bei kurdischen Muslimen zu arbeiten, um ihr Überleben zu sichern. Diejenigen, die dem Völkermord entkommen waren, lebten weiterhin in Angst, Bedrohung und Unsicherheit. Die traumatischen Erfahrungen wirkten lange nach.

Es folgte eine mühsame Phase des Wiederaufbaus: Dörfer und Häuser mussten neu errichtet, Landwirtschaft wieder aufgenommen und die Existenzgrundlagen gesichert werden. Doch Hungersnöte und schlechte Erntejahre erschwerten diese Bemühungen erheblich. Noch etwa 30 Jahre nach dem Genozid waren viele Bewohner der Dörfer im Tur Abdin gezwungen, in größere Städte zu reisen, um ihre landwirtschaftlichen Produkte zu verkaufen – meist im Tauschhandel, um an lebensnotwendige Güter zu gelangen.

Auch Danho Demir, geboren 1927 in Bethkustan und damit Angehöriger der zweiten Generation nach dem Genozid, unternahm in den Jahren 1945/46 gemeinsam mit drei Dorfbewohnern eine solche Reise. Zu Fuß legten sie in etwa zwei Tagesmärschen die Strecke nach Siirt zurück, um Rosinen und Traubensirup zu verkaufen. Häufig tauschten sie ihre Waren gegen Produkte, die im Tur Abdin nicht verfügbar waren, etwa Salz.

Nachdem sie ihre Ware in der Markthalle (Chan) verkauft hatten, begegneten sie einem alten Mann mit weißem Bart, der wie ein Sufi wirkte. Er erkundigte sich nach Traubensirup. Als sie ihm erklärten, dass sie bereits alles verkauft hatten und ihre Schläuche leer seien, bat er sie, die letzten Tropfen aus den Schläuchen kosten zu dürfen. Während er den Sirup probierte, tropfte etwas davon in seinen Bart. Anschließend bedankte er sich und lud sie in die Geschäfte seiner Söhne ein, die in Siirt hochwertige Sandalen verkauften.

Dort fragte er sie nach ihrer Herkunft. Sie antworteten, dass sie aus Midyat stammten und syrisch-aramäische Christen seien. Daraufhin zeigte sich der alte Mann sichtlich erschüttert. Auf Kurdisch fragte er, ob es im Tur Abdin und in Midyat überhaupt noch Christen gebe, da er geglaubt hatte, alle seien während des Sayfo getötet worden.

Als sie ihm berichteten, dass weiterhin christliche Gemeinden mit Priestern und sogar einem Bischof existierten, brach er in Tränen aus. Schließlich offenbarte er ihnen, dass auch er Christ sei und den Namen Saliba trage. Auch er habe den Genozid überlebt. Gemeinsam mit etwa 1.500 weiteren Personen – darunter viele wohlhabende Familien – sei er durch eine Schein-Konversion dem Tod entgangen.

Diese Menschen hätten versucht, untereinander zu heiraten und ihren Glauben im Verborgenen weiterzuleben. Aus Angst vor erneuter Verfolgung hätten sie es jedoch nicht gewagt, sich offen als Christen zu erkennen zu geben.

Danho Demir erinnerte sich, dass der alte Mann tief gezeichnet und weiterhin traumatisiert wirkte. Zugleich habe er große Freude darüber gezeigt, dass es im Tur Abdin noch Christen gab und dass er ihnen begegnet war.

Krypto-Christen in einem Dorf im Südosten der Türkei

Etwa im Jahr 1989 war Pfarrer Yusuf Dursun als Seelsorger in der Stadt Midyat tätig. Im Zuge des Ersten Golfkriegs kamen zahlreiche Flüchtlinge in die Türkei und wurden unter anderem in Dörfern rund um die Stadt Siirt angesiedelt, darunter auch christliche Familien.

Eines Tages besuchte Pfarrer Yusuf diese christlichen Flüchtlinge in einem der Dörfer. Eine Dorfbewohnerin erkundigte sich nach seiner Identität, woraufhin er erklärte, dass er ein christlicher Priester sei und die Flüchtlinge seelsorgerisch betreue. Die Frau informierte daraufhin ihren Ehemann, der im Dorf als islamischer Gebetsvorsteher (Imam) tätig war. Gemeinsam baten sie den Pfarrer, sie zu Hause zu besuchen.

Als der Pfarrer und sein Begleiter der Einladung folgten, offenbarte der Mann ihnen, dass er und seine Familie in Wirklichkeit Christen seien. Darüber hinaus gehörten noch weitere Familien zu dieser verborgenen Gemeinschaft. Um in einem muslimisch geprägten Umfeld überleben zu können, lebten sie nach außen hin als Muslime; der Mann selbst übte sogar die Funktion des Gebetsvorstehers aus.

Im Verborgenen jedoch praktizierten sie weiterhin ihren christlichen Glauben. Nachts versammelten sich die Familien heimlich in einem hinteren Raum seines Hauses, der als provisorische Kirche eingerichtet war. Dort beteten sie gemeinsam, und der Mann übernahm dabei eine Rolle, die der eines Subdiakons ähnelte.

Als Pfarrer Yusuf von dieser Situation erfuhr, begann er, unter größter Vorsicht seelsorgerisch tätig zu werden: Er spendete heimlich Taufen, vollzog kirchliche Trauungen und reichte die Kommunion.

Einigen Mitgliedern dieser Gemeinschaft gelang es später mit seiner Hilfe, in den Tur Abdin zu reisen, um der ständigen Angst vor Entdeckung und möglicher Gewalt zu entkommen.³

Versteckte syrisch-aramäische Christen (Süryani Kadim) aus Malatya

Zwei syrisch-orthodoxe Familien aus Malatya wurden von der osmanisch-türkischen Regierung zwangsweise nach Konya umgesiedelt. Dort lebten sie über Jahre hinweg aus Angst und unter ständiger Bedrohung ein nach außen hin muslimisches Leben.

Nach geraumer Zeit verstarb die Großmutter der Familie. Für die Beerdigung verlangten die Behörden eine Geburtsurkunde. Der Vater schickte daraufhin seinen Sohn nach Malatya, um beim Standesamt das entsprechende Dokument zu besorgen.

Als der junge Mann die Urkunde erhielt, stellte er überrascht fest, dass bei der Volkszugehörigkeit seiner Großmutter „Süryani Kadim“ eingetragen war. Verwirrt wies er den Beamten darauf hin, dass dies ein Fehler sein müsse, und bat um Korrektur. Der Beamte überprüfte jedoch die Register und bestätigte, dass die Angabe korrekt sei.

Der junge Mann brachte die Urkunde nach Konya zurück, um die Beerdigung vorzubereiten. Die Entdeckung ließ ihn jedoch nicht los. Er suchte das Gespräch mit seinem Vater und seinem Onkel, doch beide rieten ihm eindringlich, keine weiteren Nachforschungen anzustellen.

³ Diese Erzählung erfuhr Aziz Maroge in Heilbronn im Jahr 1995 von Pfarrer Yusuf Dursun persönlich

Dennoch begann er, eigenständig zu recherchieren. In Istanbul ging er der Frage nach, was „Süryani Kadim“ bedeutet und wo diese Gemeinschaft lebt. Über die Zeitung *Hürriyet* erfuhr er, dass sich ein Zentrum der syrisch-orthodoxen Christen in der Meryem-Ana-Kirche in Istanbul befindet.

Dort suchte er den zuständigen Bischof auf und informierte sich ausführlich über die syrisch-orthodoxe Kirche und die Gemeinschaft der Süryani Kadim. Dabei wurde ihm bewusst, dass es sich um eine uralte christlich-aramäische Tradition handelt – und dass auch seine Großmutter dieser Glaubensgemeinschaft angehört hatte.

Nach intensiver Auseinandersetzung entschied er sich, sich taufen zu lassen und zum Christentum zurückzukehren. Anschließend kehrte er nach Konya zurück und berichtete seiner Frau von seinen Erkenntnissen sowie von seiner Taufe und seinem Entschluss, sich dieser Glaubensgemeinschaft anzuschließen. Er bat sie, ihn nach Istanbul zu begleiten.

Als seine Frau zunächst ablehnte, sahen sich sowohl seine Eltern als auch sein Schwiegervater – der zugleich sein Onkel war – gezwungen, die Wahrheit offenzulegen: Auch sie waren ursprünglich Süryani Kadim, hatten jedoch aus Angst ihre christliche Identität verborgen und ein muslimisches Leben geführt.

Schließlich entschieden sich die Familien, nach Istanbul überzusiedeln, dort offen zu ihrem Glauben zurückzukehren und sich taufen zu lassen.⁴

Berichte über Christen beim Militärdienst in der Türkei deuten auf ein komplexes Umfeld hin, das von der allgemeinen Wehrpflicht, Diskriminierungserfahrungen und struktureller Ungleichbehandlung geprägt ist. Die Armee gilt als ein zentrales Instrument der "Turkifizierung" und Islamisierung, was für religiöse Minderheiten oft zu Schwierigkeiten führt.

Aus der Biographie des Erzpriesters Hanno Teber

Darin berichtet er vom Jahr 1931, als er novh ein kleines Kind war:

Für uns völlig überraschend rückte eines Tages Militär in unser Dorf ein. Die Soldaten trieben die gesamte Bevölkerung Midins auf den nördlich gelegenen Kirchhof zusammen. Viele Bewohner wurden in die Sankt-Maria-Kapelle gepfercht.

Zur Einschüchterung und als abschreckendes Beispiel wurden zwanzig Männer – darunter sogar Jungen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren – entkleidet und vor unseren Augen mit glühenden Eisen gefoltert.

Die Priester riefen:

„Wir sind nicht höher als jene Männer, die vor uns zu Jesus Christus gestanden haben. Wenn wir jetzt sterben müssen, dann sterben wir im Namen Jesu Christi.“

Mein Vater trat vor und wandte sich mit folgenden Worten an den militärischen Befehlshaber:

„Was wollt ihr von uns? Wenn ihr uns töten wollt, dann tötet uns – aber quält uns nicht.“

Der Offizier erwiderte:

„Wir wollen eure Waffen haben!“

Mein Vater rief daraufhin den versammelten Dorfbewohnern die Forderung der Soldaten zu. Einige Männer wurden von Soldaten zu ihren Häusern begleitet. Wenig später kehrten sie mit vier Eseln zurück, auf deren Rücken alte Gewehre geladen waren.

⁴ Diese Begebenheit erzählte mir Aziz Maroge am 11.03.2026. Er hatte im Jahr 2005 bei einem Besuch des syrisch-orthodoxen Erzbischofs in Istanbul ein Familienmitglied getroffen und von ihm die Geschichte erfahren.

Der Offizier zeigte sich überrascht über die geringe Anzahl und den schlechten Zustand der Waffen. Dennoch wurden auch diese wenigen, veralteten Gewehre beschlagnahmt und zerstört.

Ich habe all dies als fünfjähriger Junge mit eigenen Augen gesehen. Aus den Erzählungen der Älteren weiß ich zudem, dass sich ähnliche Ereignisse auch in anderen christlichen Dörfern ereigneten. So erinnere ich mich an Berichte über das Dorf Azech, das heute İdil heißt, wo ebenfalls Waffen eingesammelt wurden.

Darüber hinaus wurden etwa 150 der angesehensten Männer verhaftet. Sie kehrten niemals zurück. Bis heute ist ihr Schicksal unbekannt.

Sie gehören zu den vielen Verschwundenen, die die Geschichte immer wieder hervorbringt – Menschen, deren Spuren sich im Dunkel verlieren.

Ein zweiter Bericht. Mittlerweile war die Familie von Hanno Teber in Syrien und versuchten dort ein neues Leben zu beginnen. Ihr Herz war aber in Midin. Die Lage hatte sich in Tur Abdin beruhigt. Und so dachte die Familie an Rückkehr. Hier der Bericht:

1950

Ich möchte ein Erlebnis aus meiner Militärdienstzeit schildern, das für sich selbst sprechen soll:

Das Ereignis ereignete sich zu Beginn meines Militärdienstes. Ich war den Pferden zugeteilt und arbeitete als Tierpfleger. In meiner Kompanie gab es nur zwei Christen; alle anderen Soldaten waren Muslime.

Ich bekannte mich offen zu meinem christlichen Glauben: Dies stieß bei den anderen Soldaten auf Ablehnung. Sie meldeten dies dem Hauptmann der Kompanie, der mich daraufhin zu sich bestellte.

Er fragte mich, ob das, was über mich berichtet worden sei, der Wahrheit entspreche. Ich antwortete schlicht und laut: „Ja.“

Daraufhin begann er, mich zu schlagen – so lange, bis ich nicht mehr stehen konnte. Währenddessen fragte er mich immer wieder, ob ich bei meiner Aussage bleiben wolle, und drohte, mich so lange zu schlagen, bis ich sterben würde.

Ich entgegnete ihm, dass er, bevor ich sterben würde, durch die Strafe meines Gottes sterben werde.

Die Soldaten meiner Kompanie trugen mich anschließend bewusstlos in mein Zimmer und legten mich auf mein Bett. Den übrigen Soldaten sagte der Hauptmann: „Ich glaube nicht, dass ich sterben werde – sondern der Soldat Teber wird sterben.“

Beim Abendessen fehlte ich. Der Hauptmann bemerkte meinen leeren Platz und erkundigte sich nach mir. Die Soldaten berichteten ihm, dass es mir schlecht gehe und ich nicht erscheinen könne. Er äußerte daraufhin, dass ich wohl bald sterben würde.

Doch als er selbst den ersten Bissen zu sich genommen hatte, wurde er plötzlich von heftigen Magenkrämpfen erfasst, sodass er das Essen abbrechen musste. Ein Krankenwagen wurde gerufen.

Der Hauptmann ließ mich noch einmal zu sich holen und erklärte, er glaube nicht, dass seine Beschwerden in irgendeinem Zusammenhang mit meiner vorherigen Aussage stünden. Es wirkte, als wolle er sich rechtfertigen oder entschuldigen.

Etwa eine Stunde nach dem Einsetzen der Schmerzen verstarb er.

Der Vorfall wurde nicht weiter untersucht. Für mich jedoch hatte er weitreichende Folgen: Von diesem Zeitpunkt an wurde ich als Christ vollständig akzeptiert und in Ruhe gelassen.

Mehr noch – beim Appell zeigten die Soldaten auf mich und sagten zueinander: „Das ist ein Christ.“

14. April 1958

Der oberste Vorbeter der Muslime, Scheich Seyda, verbreitete unter der muslimischen Bevölkerung die Behauptung, die Bewohner von Midin hätten den Propheten Mohammed beleidigt. Vertreter aus zunächst 14 umliegenden muslimischen Dörfern wandten sich daraufhin an ihn und anschließend an staatliche Stellen, um auf Grundlage dieser Anschuldigungen Beschwerde einzulegen.

Das Urteil, das in diesem Zusammenhang kursierte, lautete sinngemäß: „Plündert sie – dann müssen sie sterben.“

Scheich Seyda erschien daraufhin gemeinsam mit Vertretern dieser Dörfer beim Staatsanwalt der Kreisstadt Azech (heute İdil), um seine Anschuldigungen erneut vorzubringen. Dieser wandte sich an den Staatsanwalt in Mardin. Von dort wurde ihnen signalisiert, dass sie die „Angelegenheit“ innerhalb von 24 Stunden regeln könnten – jedoch ohne Aufsehen zu erregen, um internationale Aufmerksamkeit zu vermeiden.

Am Abend des 13. April 1958 klopfte ein Mann an meine Tür und trat hastig ein. Er sagte nur wenige Worte:

„Ich habe viel von euch erhalten. Deshalb will ich euch warnen. Morgen werden bewaffnete Männer aus den umliegenden Dörfern kommen, um euer Vieh zu rauben und euch anschließend zu töten. Lasst das Vieh im Dorf. Treibt es nicht auf die Weiden. Sie haben Midin bereits umzingelt. Verrate mich nicht – sonst bin ich des Todes.“ Sein Name war Cacane Heci.

Nachdem er gegangen war, ließ ich sofort den Dorfvorsteher rufen. Doch er wollte der Warnung keinen Glauben schenken. Er meinte, solche Ereignisse seien in der heutigen Zeit nicht mehr möglich; die Welt sei gerechter geworden, und die Regierung würde ein solches Vorgehen nicht zulassen. Auch andere Männer im Dorf waren überzeugt, man könne sich im Ernstfall verteidigen.

In der Nacht versammelten sich die Männer des Dorfes – ohne die Kinder – und berieten. Doch es geschah nichts.

Der folgende Tag begann zunächst ruhig. Die Sonne ging auf, das Leben schien seinen gewohnten Gang zu nehmen. Entgegen der Warnung wurde das Vieh schließlich doch auf die nahegelegenen Weiden getrieben – allerdings in unmittelbarer Nähe des Dorfes.

Dann geschah es.

Am Ostermontag, dem 14. April 1958, griffen – nach übereinstimmenden Berichten – etwa 50 umliegende muslimische Dörfer Midin an. Ziel war es, das Dorf zu plündern und seine Bewohner zu vernichten. Gleichzeitig waren militärische Stellen in der Region informiert worden, sodass im Falle eines Hilferufs keine Unterstützung zu erwarten war.

In den frühen Morgenstunden liefen Frauen schreiend durch das Dorf: „Rettet das Vieh – sie treiben es bereits fort! Das Dorf ist umzingelt!“

Sie kamen auch zur Kirche und riefen: „Vater, hilf uns!“

Ich stieg auf den Kirchturm und rief den Männern zu, im Dorf zu bleiben und es zu verteidigen. Auch die Hirten wurden zurückgerufen. Das Vieh wurde gezielt geraubt, um die Männer aus dem Dorf zu locken und sie außerhalb schutzlos anzugreifen.

Das Dorf verfügte damals über etwa 13.000 Tiere – Ziegen, Schafe, Esel, Maultiere und rund 500 Rinder. Die Männer positionierten sich zur Verteidigung, ausgestattet mit wenigen, veralteten Schrotgewehren.

Ein direkter Angriff auf das Dorf blieb jedoch aus. Stattdessen wurden alle Zugangswege blockiert. Es sollte verhindert werden, dass Hilfe geholt oder die Vorfälle bei Behörden gemeldet werden konnten.

Bereits zuvor war beim Provinzgouverneur von Mardin (Vali) Beschwerde eingelegt worden. Dieser erschien zwar in Midin und beschwichtigte die Lage, unternahm jedoch keine konkreten Schutzmaßnahmen. Ein übergebener Brief mit den Namen der mutmaßlichen Rädelsführer wurde von ihm ungelesen zurückgewiesen, verbunden mit der Bemerkung, auch die Dorfbewohner trügen eine Mitschuld.

Ein Versuch des Bürgermeisters (Muhtar), nach Ankara zu reisen und die Ereignisse persönlich zu berichten, wurde verhindert; er wurde zur Umkehr gezwungen.

Schließlich wurden 416 Rinder zurückgegeben.

Die Ursachen dieser Ereignisse lagen sowohl in religiösen als auch in wirtschaftlichen Motiven. Midin verfügte über fruchtbares Land und lag strategisch günstig an der Straße zwischen Cizre und Mardin. Zudem befand sich der Einflussbereich von Scheich Seyda in unmittelbarer Nähe. Religiöse Spannungen, wirtschaftliche Interessen und lokale Machtstrukturen überlagerten sich in diesem Konflikt.

Sowohl der Gouverneur als auch der Scheich sollen im Vorfeld die zuständigen Sicherheitskräfte informiert haben – mit der impliziten Erwartung, dass nicht eingegriffen werde.

Ibrahim Teber, der Bruder des Erzpriesters Hanno Teber, berichtet über seine Erlebnisse:

"An einem Sonntag im September des Jahres 1968 wurde eine Doppelstreife in der Nähe unseres Dorfes Midin hinterhältig umgebracht.

Am Tage danach betrat ich - von dem in der Nähe des Dorfes gelegenen Weinberg kommend - Midin, als ausführlich über dieses Ereignis gesprochen wurde. An diesem Tage und auch am folgenden geschah noch nichts. Jedoch am Dienstag - ich kam wieder vom Weinberg, um zu frühstücken -, kam ein Major mit etlichen Soldaten in mein Haus gestürmt. Sie nahmen mich sofort fest, ohne daß ich einen Bissen meines verdienten Frühstückes angerührt hatte. Sie führten mich auf den Hof und durchsuchten mein Haus gründlich. Sogar die Viehställe wurden dabei nicht vergessen.

Nachdem sie mein Anwesen drei Stunden durchstöbert hatten, aber weder Waffen noch anderes, mich belastendes Beweismaterial gefunden hatten, nahmen sie mich mit sich. Im Verhör wollten sie nun die Namen der Mörder der Doppelstreife von mir erfahren. Ich kannte die Namen nicht. Deshalb schlugen sie mich. Sie fragten mich, ob ich hungrig sei. Als ich diese Frage bejahte, traten sie mir mit dem Fuß auf den Hals, bis ich den Mund öffnete. Dann schütteten sie mir Pfeffer in den Mund. Anschließend wurden zwei meiner Zehen und meine beiden Daumen an einen elektrischen Stromkreis angeschlossen. Unzählige Male wurde der Strom eingeschaltet.

Am Abend des gleichen Tages wurde ich zum ersten Mal aus meiner Zelle herausgelassen. Da sah ich, daß noch drei Verwandte Dorfbewohner, nämlich Yusuf Ünes, der der Vater von Ilyas Ünes ist (Bürgermeister) und Georiye Bulumen, ebenfalls verhaftet worden waren. Während Yusuf und Ilyas

Ünes einen PKW besteigen mußten, wurden Georiye Bulumann und ich jeweils getrennt in ein jeweils anderes Fahrzeug gesetzt. Zu dieser Zeit waren in unserem Dorf mehr Offiziere aller Ränge und Soldaten als sonst auf diesem Militärstützpunkt zusammengelassen. In das Fahrzeug Bulumanns sowie in das Auto, in das man mich gesetzt hatte, stiegen noch einige Soldaten. Man fuhr uns nach Byere. Es ist eine Wasserquelle zwischen Midin und Azech. Diese Gegend ist völlig unbewohnt. Nachdem wir die Fahrzeuge verlassen hatten, wurden wir erneut nach den Namen der Mörder an den Streifensoldaten befragt. Immer wieder wollte man von uns wissen; wer an dem Mord beteiligt gewesen war, wer der Auftraggeber war und was das Motiv für den verübten Doppelmord gewesen sei. Wir merkten sehr bald, woher ihre Vermutungen stammten. Midin war inmitten von Dörfern der Moslems gelegen. Ihre Bewohner hatten bei den Behörden einhellig ausgesagt, daß der Doppelmord an der Streife der Priester (mein Bruder Yuhanun Teber) und der Bürgermeister sowie dessen Vater geplant hätten; wir aber (Bulumann und ich) hätten den Mord dann ausgeführt. Yusuf Ünes faßte den Mut und stellte an sie die Frage, wie viele Christen denn bis jetzt überhaupt von den Moslems umgebracht worden seien. Jeder wusste, dass die Zahl sehr hoch war, dass niemals ein Mörder bestraft worden war, und dass es ganz unmöglich war eine genaue Zahl der an Christen verübten Morde anzugeben; denn sie konnten unmöglich in Zahlen gefasst werden. Auf diese Frage Ünes' gingen die Soldaten selbstverständlich gar nicht ein. Sie erläuterten uns die Chance eines umfassenden Geständnisses, andernfalls hätten wir die Konsequenzen ganz alleine zu tragen, für eine etwaige Reue sei es dann allerdings zu spät. Die moslemischen Dörfer (Kurden) und das türkische Militär wussten sehr genau, dass die Welt uns Christen nicht vergessen hatte, dennoch wollten sie uns keinen Lebensraum zugestehen. Wir standen ihnen nur im Wege. Da sie einsahen, wir würden nichts gestehen, trennten sie uns wieder und begannen uns zu foltern. Wenn es auch dunkel war und die Folterungen in großen räumlichen Abständen erfolgten, hörten wir doch die unausbleiblichen Schmerzensschreie voneinander. Wir wurden immer wieder bis zur nahenden Ohnmacht geschlagen. Unsere Beine wurden mit einem Gewehrgurt senkrecht zum liegenden Körper gebracht und mit einem Stock schlug man uns erbarmungslos auf die Fußsohlen. Einmal zog ich vor Schmerzen beide Beine ruckartig an meinen Körper, so dass meinem Peiniger das Gewehr aus der Hand gerissen wurde. Daraufhin behauptete man, ich hätte das Gewehr zerbrochen, weil ich immer noch zu viel überschüssige Kraft hätte, würde ich dafür jetzt eine "Extrabestrafung" erhalten. Meine beiden Beine wurden erneut hochgerissen, und sie schlugen jetzt auf meine Waden. Ob ich das Gewehr tatsächlich zerbrochen habe, weiß ich heute noch nicht, aber ich weiß sehr genau, dass ich heute noch immer unerträgliche Schmerzen in den Beinen und an den Füßen verspüre. Wenn sie sahen, dass jemand einer Ohnmacht nahe war, übergossen sie ihn mit kühlem Wasser der nahen Quelle. Es war einfach grausam und bestialisch. Ich kann heute noch nicht verstehen, wie ich diese sadistischen Torturen aushalten und lebendig überstehen konnte. Dann wurde auch wieder der alte kriminalistische Trick angewendet, dass unsere Freunde längst alles gestanden hätten, und wir nicht mehr leugnen sollten. Wir verlangten, dass unsere Freunde es nochmals vor unseren Augen wiederholen sollten. Daraufhin brachten sie mich zu Yusuf und Ilyas Ünes. In deren Gegenwart behaupteten sie nun, ich hätte sie beide verraten. Ich fragte sie im Beisein der Soldaten, ob sie mich ebenfalls verraten hätten; sie verneinten es beide. Das Foltern wurde wieder fortgesetzt, bis der Major hinzukam und ihnen endlich Einhalt gebot. Zu diesem Zeitpunkt kannten wir noch nicht den Grund dafür. Erst später erfuhren wir, daß Georiye Bulumann das Bewusstsein verloren hatte und in das 45 km entfernte Krankenhaus in Gizre gebracht werden mußte. Man fuhr uns wieder nach Midin, verwahrte uns drei aber gemeinsam in einer Zelle.

Der Militärstaatsanwalt vernahm uns einzeln und in der Gruppe. Auch erkundigte er sich bei uns nach dem Verbleib Georiye Bulumanns. Das Verhör fand in Anwesenheit des Majors statt, der die Folterungen beaufsichtigt hatte. Er wurde vom Staatsanwalt beauftragt, Bulumann schnellstens aus

dem Krankenhaus nach Midin zu holen. Mich fragte der Staatsanwalt, wo ich am Samstag - dem Mordtag - gewesen war. Ich antwortete ihm, ich hätte an diesem Tage meinem Bruder bei der Weizenernte geholfen.

Auch mein Bruder Sabo wurde zur Vernehmung geholt. Aber auch er konnte nur das berichten, was wir schon ausgesagt hatten. Auf die Frage des Staatsanwaltes, ob irgendwelche fremden Leute bei uns in der Mordnacht gewesen wären, konnte er wahrheitsgemäß nur mit "nein" antworten. Sabo wurde wieder entlassen.

Während Bulumann und die Brüder Ünes ebenfalls nach Hause entlassen wurden, brachte man mich trotz meiner durch das Foltern stark angeschwollenen Beine und Füße nach Azech, weil ich aufgrund der Aussagen der Moslems weiterhin als höchst verdächtig galt.

In Azech kam ich wieder in eine Einzelzelle. Jeweils nach zwei Stunden lösten sich meine beiden Bewacher ab. In der Zwischenzeit wurde ich von einem geschlagen, obwohl ich mich schon gar nicht mehr bewegen konnte, während der andere zusah.

Mein Bruder Sabo kam heimlich nach Azech, um über meinen Verbleib, und was mit mir als nächstes angestellt werden würde, etwas in Erfahrung zu bringen. Er versuchte, mir etwas Nahrung zukommen zu lassen. Es getraute sich aber niemand, mich für Geld mit Lebensmitteln zu versorgen. Schließlich erklärte sich der Besitzer eines Restaurants dazu bereit. Auf meine Frage nach dem Spender erfuhr ich den Namen meines Bruders. Auf meine Bitte hin erhielt auch ein Mitgefangener durch diesen barmherzigen Mittelsmann Nahrung.

Am Montag sollte ich dann dem Zivilstaatsanwalt vorgeführt werden. Mein Bruder hielt sich ständig in unmittelbarer Nähe des Gefängnisses auf. Er trug mich auch zum Gerichtsgebäude; denn ich konnte noch nicht wieder alleine gehen. Im Gerichtsgebäude sahen wir auch den Militärstaatsanwalt in Gesellschaft mit dem Major aus Midin, der meine Folterung an der Quelle "geleitet" hatte. Als der Major meinen Bruder sah, sagte er zum Militärstaatsanwalt: "Siehst Du, jetzt nehmen sie auch seinen Bruder in Haft; denn der ist doch unweigerlich Mittäter und demzufolge auch Mitwisser. Der Militärstaatsanwalt wies allerdings diese Behauptung des Majors zurück und empfahl stattdessen meinem Bruder, indem er ihn aus dem Gerichtsgebäude schickte, sich künftighin vom Gefängnis und dem Gerichtsgebäude fernzuhalten.

Ich musste bis zur Vernehmung durch den Zivilstaatsanwalt vor dessen Amtszimmer zwischen zwei Wachmännern stehend warten. Da ich das aber aus bekannten Gründen nicht konnte, schlugen und traten sie erneut auf mich ein. Durch den verursachten Lärm öffnete sich die zum Zimmer des Militärstaatsanwaltes führende Tür. Er stand selber in der Türöffnung. Die beiden Justizangestellten schickte er fort und enthob sie jeglicher Verantwortung für mich. Aufgrund meines mündlichen Berichtes gegenüber dem Zivilstaatsanwalt war er der Meinung, dass ich umgehend entlassen werden müsste. Aus seinen sehr vorsichtigen Verlautbarungen entnahm ich, er war in alle Einzelheiten eingeweiht worden. Mein weiterer Eindruck war, er wollte sich nach Möglichkeit aus allem heraushalten. Deshalb fragte er mich, wer mich nach Hause bringen könnte. Ich erzählte ihm von meinem Bruder Sabo. Er ließ ihn holen und entließ uns beide.

Als letzte Bemerkung möchte ich noch an meinen Bericht anfügen: Nachdem ich zu Hause war, wurde mein Bruder, der Priester, mehrere Tage hintereinander in Midin zum Verhör geholt. Wir baten wiederum den Militärstaatsanwalt um seine Hilfe und erhielten sie auch.

Vielleicht dürfte noch folgendes von Interesse sein: Der Orthopäde in Mydiat, dem ich meine geschundenen Beine zeigte, beschimpfte mich als Soldatenmörder. In Istanbul begab ich mich dann in ein italienisches Krankenhaus. Dort erfuhr ich eine ausgezeichnete medizinische Hilfe. Trotzdem habe ich heute bei einem Wetterumschwung unerträgliche Schmerzen in Beinen und Füßen.

Diese Berichte stehen exemplarisch für zahlreiche Erlebnisse, Begebenheiten und Lebensumstände, die syrisch-aramäische Christen – ebenso wie andere christliche Gemeinschaften – in der Zeit nach dem Genozid erfahren haben.

Sie hinterließen ein tiefes Gefühl der Unsicherheit und existenziellen Bedrohung, das sich im Aramäischen oft in eindringlichen Wendungen ausdrückt. So etwa in dem Seufzer „*kub 'i d kušilan*“ – „Sie wollen uns vernichten“ – oder in der Aussage „*‘aynaye lo kotono d-ektana sagh*“, was bedeutet: „Sie können es nicht ertragen, dass wir noch am Leben sind.“

Diese Formulierungen verdichten die kollektive Erfahrung von Angst, Verfolgung und fortgesetztem Druck.

Es bleibt die bedrückende Realität, sich in der eigenen Heimat fremd zu fühlen.